

Zu den Kaisermanövern in Schlesien.



Die diesjährigen Kaisermanöver spielen sich auf altböhmischem Boden ab. Sie haben bereits in der Nähe von Pleschitz begonnen, der alten Stadt, unter deren Mauern einst die Mongolen geschlagen, London von Friedrich dem Großen festgelegt und die Franzosen von den Truppen Blüchers in die Klabach getrieben wurden. An den großen Übungen sind die Truppenteile des 3., 5. und 6. Armee-Korps beteiligt. Auf Vorschlag des Chefs des Großen Generalstabes führt der Kaiser diesmal keinen Oberbefehl, er hat dagegen das oberste Stabschefamt

übernommen. Die Übungen sollen vollständig den Charakter der Kriegsmöglichkeit tragen, das 6. Armee-Korps ist in Kriegsstärke ausgerückt, die Bataillone haben eine Kopfstärke von 800 Mann. Bis jetzt haben die Kavallerien der beiden Armeen Zählung genommen, so daß in den allerersten Tagen natürlich die großen Ereignisse zu erwarten stehen. Die bisherigen Aufmärsche und Aktionen vollzogen sich in glänzender Ordnung; die Manöver sollen eine Probe auf das neue Reglement bilden.

Aus aller Welt.

Eine fidele Gemeindevorsteherwahl mit anschließender Wahlen beschäftigte die Berliner Ferienkammer in einer Anstaltskammer, die sich gegen den Bauerngutsbesitzer und Gemeindevorsteher Albert Wollschläger aus Klein-Deeren richtete. Das im Kreise Teltow liegende Dörfchen Klein-Deeren ist sonst recht friedlich, und nie war daselbst ein Parlamentsstich vorgetragen. Eines Tages hatte auch Klein-Deeren seine „Exposition“. Am 15. Mai d. J. fand in dem Gasthof des Ortes eine Zusammenkunft der Gemeindevorsteher statt. Auf der nicht allzu großen Tagesordnung stand u. a. ein Punkt: Begegnung eines bestimmten Weges war, vertrat die andere Partei die Ansicht, „gebaut wird er doch!“ Es kam zu einem heftigen Wortgeplänkel. Der Bäcker T. rief mit Stentorstimme einem seiner

Gegner zu: „Du bist Du zu dämlich zu, um so etwas zu verstehen!“ Als Antwort riefen ihm sofort mehrere Personen zu: „Bach! man lieber Deine Schrippen größer, vielleicht wirst Du davon schlau.“ Der Koffat D., ein Herr von 60 Jahren, fuhr in größter Aufregung den Gemeindevorsteher und jetzigen Angeklagten Wollschläger an. Wollschläger drohte darauf mit Schlägen. Wie der Angeklagte behauptet, habe er hierauf von D. eine Ohrfeige bekommen. Dieser behauptet jedoch, W. habe sofort seiner Drohung die Tat folgen lassen. Tatsache ist, daß D. bald darauf mit einer durch einen Faustschlag aus der Fassung geratenen Nase der fidele Gemeindevorsteherwahl den Rücken kehrte und einen Arzt aufsuchen mußte. Gegen den schlagfertigen Gemeindevorsteher wurde das jetzige Strafverfahren eingeleitet, welches in erster Instanz das Schöffengericht Groß-Bichterfeld beschäftigte. Wollschläger wurde wegen Körperverletzung zu 25 A. Geldstrafe verurteilt. Diergegen legte er aber Berufung ein. In der Verhandlung vor der Strafkam-

mer gelang es dem Angeklagten, den Nachweis zu führen, daß er tatsächlich von D. zuerst geschlagen worden sei. Das Gericht kompenzierte deshalb die gegenseitigen Körperverletzungen und erkannte auf kostenlose Freisprechung.

Aussetzung eines Sterbenden. Wie bereits kurz berichtet wurde, sind von der Strafkammer in Weimar sieben Einwohner aus Teutleben, darunter der Bürgermeister, wegen Aussetzung eines Sterbenden zu je fünf Monaten Gefängnis verurteilt worden. Den Angeklagten wurde zur Last gelegt, im Dezember 1903 in einer Winternacht einen alten, vollkommen hilflosen und gebrechlichen Handwerksburschen, Wüstmann aus Apolda, ausgelegt und so dem Tode preisgegeben zu haben. Der Unglückliche war anscheinend nicht ganz geheilt aus dem Buttrichter Krankenhaus entlassen, hatte sich mühselig nach Teutleben geschleppt und bettete im Ort umher, bis er schließlich im Hofe eines Mitangeklagten kraftlos zusammenbrach. Er kam darauf ins Teutlebener Armenhaus; da er jedoch damit der Gemeinde zur Last zu fallen drohte, suchte man sich seiner wieder zu entledigen. Es wurde darüber in einer Versammlung förmlich beraten, Johann die Tür zum Armenhaus aufgebrochen, und der Unglückliche auf einen Wagen geschleppt, der ihn nach Hardeleben, eine halbe Stunde von Teutleben entfernt, brachte. Dort legte man ihn in einer offenen Scheune nieder, in der er fünf Tage später als Leiche aufgefunden wurde. In der Verhandlung gaben die Angeklagten die Tat zu, behaupteten aber, sie wären der Meinung gewesen, der Mann verstelle sich. Dieses wurde jedoch von allen Zeugen, die den Mann gesehen hatten, widerlegt. Zwei Jahre lang verstanden es die Teutlebener Einwohner, diese Schandtat zu verheimlichen, bis man endlich durch einen Unfall dem Verbrechen auf die Spur kam. Die ärztlichen Sachverständigen sprachen sich allerdings dahin aus, daß nicht mit voller Bestimmtheit erhärtet werden könne, daß der Tod auch wirklich infolge der Aussetzung eingetreten sei, eine große Wahrscheinlichkeit sei aber dafür vorhanden, daß diese Aussetzung dem Manne den letzten Rest gegeben habe. Diese ärztliche Befundung rettete die Angeklagten vor dem Zuchthaus.

Ein Kampf gegen die „Billard-Spielhöhlen“. Aus Paris wird berichtet: Um das anscheinend so harmlose Billard ist in dem klassischen Lande des Billard-Spiels ein kleiner Krieg entstanden, der jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangt ist. Es hat sich nämlich im Laufe des letzten Jahrzehnts besonders zu einem Glücksspiel entwickelt, das es in seinen Anfängen doch durchaus nicht gewesen ist. In Italien erfunden, hat es zunächst am Hofe des Sonnenkönigs eine Heimstätte gefunden, der es aus Gesundheitsrücksichten eifrig betrieb. Die Herzogin Ludwig XIV. hatten ihm körperliche Bewegung verordnet. Von Frankreich verbreitete sich das Spiel als „noble jeu“ in der vornehmen Welt des achtzehnten Jahrhunderts. Ist ein noch so harmloses Spiel einmal in Aufnahme gekommen, so wird es bald aufhören, harmloser Zeitvertreib zu sein, und sich zum Glücksspiel ausgehalten. Das geschah auch prompt im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Bald sahen sich die Behörden in der Lage, einen Kampf gegen die Billardhöhlen zu führen; sie machten den Besitz eines Billards von einer Konzession abhängig und erließen besondere Reglements für das Spiel. Die französische Revolution brachte zu ihren sonstigen Freiheiten auch die Billard-Freiheit. Lange Zeit wurde sie nicht mißbraucht, das Billard nahm seine alte Rolle als Mittel der Verdauungsförderung wieder auf und diente sonst nur dazu, über leere Stunden hinwegzuhelfen, wenn man von ein paar Mataboren abhielt, die aus ihrer Kunstfertigkeit einen Verus machten. Auch unter den Literaten fand das Spiel seine Verherr, insbesondere in Frankreich. Alexandre Dumas, Emile Augier, Henry Meilhac waren eifrige Spieler. Nun sind in den letzten zehn Jahren in Paris „Billard-Akademien“ entstanden, die sich wieder zu wahren Spielhöhlen entwickelt haben, in denen die unfruchtbarsten Wetten abgeschlossen wurden. Jeder hat in diesen ohne weiteres Zutritt, und so kommt es, daß hier gerade die kleinen Leute, Unterbeamte und heranwachsende junge Leute täglich verkehren und ihr Geld verlieren. Sogenannte „Professoren“ spielen gegeneinander unter den verschiedensten Bedingungen Partien, und die Zuschauer setzen auf ihre Favoriten, wobei die Akademie in jedem Falle einen bestimmten Betrag von den Wettfähigen einstreicht. Von Zeit zu Zeit werden große Matches von Billardmeistern abgehalten, wodurch diesen Veranstaltungen ein gewisses sportliches und artistisches Interesse verliehen wird. Bei der Präferenz sind aber in der letzten Zeit so viele Klagen über das Ueberhandnehmen des Spiels in diesen Akademien eingelaufen, daß sie deren Besitzer aufforderte, dem Hazardspiel ein Ende zu machen. Doch die Besitzer widersetzten sich energisch; von Hazard könne keine Rede sein, und die angestrebten Prozesse verliefen für die Behörde nicht immer günstig. Nun hat der Polizeipräsident zu einem eigentümlichen Auskunfts-mittel gegriffen. Er stellte fest, daß die „Professoren“ der Billard-Akademien in der Mehrzahl Ausländer waren, und wies sie einfach aus. So fanden die Gäste der Akademien eines Tages die Spieler, auf die sie zu setzen pflegten, nicht mehr vor. Der Wettlust ist auf diese Weise in den Billard-Akademien für einige Zeit ein Ende gemacht. Aber wie lange wird es dauern, und ein französischer Nachwuchs wird an der Stelle der Ausgewiesenen stehen, bei dem dieses einfache Mittel nicht mehr anwendbar sein wird?



Sunlicht Seife

leistet am Reinmachetag die denkbar besten Dienste. Zum Scheuern von Badewannen aus Email, Zink oder aus Porzellan, von Röhrenleitungen, Wasserhähnen, Fliesenbekleidung der Wände und der Fußböden mache man sich eine reichliche Sunlicht Seifenlauge. Bei leichter Arbeit ist die Wirkung eine wunderbare! Sunlicht Seife enthält weder scharfe Bestandteile noch freie oder überschüssige Soda, welche den Anstrich angreifen. Sie löst nur den Schmutz und lässt die ursprünglichen Farben wie neu erglänzen.

Beim Einkauf achte man genau auf die Originalpackung und den gesetzlich geschützten Namen: Sunlicht Seife, da sich viele Nachahmungen im Handel befinden.





Nr. 214.

Freitag, den 14. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„So denke ich auch,“ sagte Didier mit einem verstohlenen Seitenblick auf die Tür des Kontors. „Der Buchhalter ist rebellisch geworden; er hat gedroht, den Burschen zu verteidigen.“

„Werfen Sie ihn hinaus!“

„Dazu müßte ich einen Vorwand suchen.“

„Solcher wird sich leicht finden.“

„Ich zweifle nicht daran, inessen, ich hege doch auch manches begründete Bedenken. So lange der Mann mein Brot isst, wird er nicht wagen, ernstlich etwas gegen mich zu unternehmen; lasse ich ihn Hunger leiden, so richtet seine ganze Wut sich gegen mich, und ich muß mich dann auf das Schlimmste gefaßt machen.“

„Er hat ja keine Beweise!“

„Nein, aber er weiß doch vieles.“

„Seinen Worten glaubt niemand.“

„Rein, aber sie können uns nichtsdestoweniger in Unannehmlichkeiten bringen. Uebrigens möchte ich auch nicht gern seine Dienste entbehren, da ich wieder auf seine Hilfe allein angewiesen bin, er ist zuverlässig.“

„Und billig!“ spottete Garnier; „ich fürchte, Sie lassen sich dadurch zu einer Torheit verleiten, die Sie später bereuen werden. Machen Sie kurzen Prozeß und schicken Sie ihn fort. Sie werden bald Ersatz für ihn gefunden haben.“

„Ich denke, was ich ihm sagte, hat ihn eingeschüchtert; nun will ich abwarten, ob er sich fügt oder ob er weiter rebelliert. Mathieu soll ihn beobachten.“

„Haben Sie die deutsche Gouvernante schon unterrichtet?“ fragte Garnier.

„Ich fand noch keine Zeit dazu; ich fürchte, sie wird nach dieser Nachricht mein Haus verlassen.“

„Desto besser!“

„Diese Ansicht teile ich durchaus nicht. Ich hoffe, es wird mir gelingen, sie zu überzeugen, daß Weimar ihrer Freundschaft und ihres Vertrauens nicht wert war.“

Garnier lachte höhnisch und zuckte die Achseln.

„Wenn Sie auf meinen Rat hören wollten, so sorgten Sie dafür, daß diese Freundin Weimars Ihr Haus heute noch verlasse. Aber einem Verliebten ist leider nicht zu raten. Sie, wie Sie wollen, aber mich lassen Sie aus dem Spiele. Ich habe jetzt genug mit dem Bruder des Mädchens zu schaffen, der ebenfalls beseitigt werden muß.“

„Ich wähle nicht, in welcher Weise er unseren Plänen schädlich werden könnte.“

„Aber ich weiß es, und außerdem habe ich selbst noch ein Duzen mit ihm zu pflegen.“

„Ach bah, lassen Sie den Burschen laufen, er wird nicht wagen, mit uns anzubinden.“

„Aber ich binde mit ihm an, ich will meine Rache haben,“ sagte Garnier, sich erhebend. „Sie brauchen sich in diese Angelegenheit nicht zu mischen, ich betrachte sie als meine Privatangelegenheit; sorgen Sie nur, daß die Gouvernante Ihnen nicht einen bösen Streich spielt. Sodann fordere ich nun auch mei-

nen Lohn; bereiten Sie Cäcilie auf die Verlobung vor, ich bin des Mariens müde.“

Henry Didier blickte lange auf die Tür, hinter der sein guter Freund verschwunden war; er hätte viel darum gegeben, sich nun auch von diesem Manne für immer befreien zu können. Aber hatte er denn Ursache, ihn zu fürchten? Keineswegs! Von all den gefährlichen Geheimnissen durfte Garnier nicht eine Silbe verraten, wenn er nicht sich selbst dem Strafrichter überliefern wollte; seine Drohungen hatten somit nicht die geringste Bedeutung. Andere Sorgen nahmen ihn in Anspruch. War Leontine in der Tat die Freundin Weimars, kannte sie seine Geheimnisse und seine Absichten, und mußte man erwarten, daß sie auch jetzt noch ihn in Schutz nehmen und heimlich für ihn wirken würde? Durfte Didier sich unter solchen Umständen der Hoffnung hingeben, daß sie seine Wünsche erfüllen und seine Hand annehmen werde? Er beschloß nach langem Nachdenken, ihr erst beim Diner das Vorgefallene zu berichten und dann alles aufzubieten, um sie von der Schuld Weimars zu überzeugen. Gelang ihm das, so durfte er auf seinen Hoffnungen festhalten, die er nicht um alle Schätze der Erde fahren lassen wollte.

Leontine hatte bereits durch die Dienerschaft von der Verhaftung Theobalds Kenntnis erhalten und bis zum Diner Zeit genug zum Nachdenken.

Wenn sie den Verhafteten in Schutz nahm und ihrer Enttarnung über diese neue Schurkerei Worte ließ, dann blieb ihr nichts übrig, als dieses Haus zu verlassen, und dann konnte sie dem unglücklichen Freunde gar nichts nützen. Sie mußte nun auch Cäcilie einweihen, um an ihr eine Bundesgenossin zu gewinnen; das Schicksal Theobalds konnte ja auch ihr zuteil werden, wenn Henry Didier Mißtrauen gegen sie hegte.

Tante Jeanette hütete noch immer das Zimmer, unter dem Vorgeben, ihre Migräne wäre diesmal außerordentlich hartnäckig; in Wahrheit wollte sie mit Leontine so wenig wie möglich zusammentreffen, nachdem Garnier ihr das Versprechen gegeben hatte, dieselbe aus dem Hause zu entfernen. So war Didier auch heute mit den jungen Damen bei Tische allein.

Cäcilie brachte sofort die Rede auf die Verhaftung Theobalds, und Didier gab sich den Anschein, sie tief zu beklagen.

Er sprach von seinem Prozeß gegen Johannes Weimar und wußte die Schuld des Verurteilten in der glaubwürdigsten Weise darzustellen. Er behauptete, der Sohn jenes Mannes habe sich nur deshalb unter falschem Namen in sein Haus eingeschlichen, um Rache an ihm zu nehmen und ihn zu betrügen. Dann führte er alle Beweise an, die für die Schuld Theobalds zeugten, und er hatte die Genugtuung, daß alle seine Zuhörerinnen ihm nicht widersprachen.

Leontine erklärte offen, sie habe gewußt, daß Theodor Winter der Sohn jenes Johannes Weimar sei; schon in Chateau Monterau habe er ihr gesagt, daß er hier die Beweise für die Schuldblosigkeit seines Vaters suchen wolle, von der er fest überzeugt sei; sie habe ihm abgeraten. Da er aber nicht

davon abzubringen gewesen sei, hätte sie ihm versprochen, sein Geheimnis zu wahren; natürlich hätte sie dies nicht zugesichert, wenn sie die Absicht der Rache und des Betruges gekannt.

Diese ruhig gegebene, ganz aufrichtig scheinende Erklärung beseitigte um so mehr alle Besorgnisse Didiers, als Leontine hinzufügte, sie werde nun ihren Landsmann seinem Schicksal überlassen und auch ihrem Bruder die nötigen Aufschlüsse geben, damit er ebenfalls sich um die Angelegenheit nicht weiter bekümmere.

Didier sprach dafür seinen Dank aus. Weimar müsse für die niedrige Rache exemplarisch bestraft werden, sagte er; sein trotziges, freches Benehmen bei der Verhaftung mache jede Schonung unmöglich. „Ich würde auf seine Bestrafung verzichtet haben, wenn er die Schuld sofort eingestanden, um Verzeihung gebeten und sich mit seiner Sohnesliebe entschuldigt hätte,“ sagte er mit einem bedauernden Achselzucken; „aber mir auch jetzt noch die Behauptung ins Gesicht zu schleudern, er sei so schuldlos wie sein Vater, das war zu stark; einem solch hartgesottenen Sünder gegenüber muß man die ganze Strenge des Gesetzes walten lassen.“

Cäcilie, die in das Geheimnis Theobalds noch nicht vollständig eingeweiht war, beobachtete ihre Freundin verstohlen; sie konnte sich deren Ruhe nicht erklären, aber sie wagte auch nicht, in Gegenwart ihres Onkels eine Bemerkung darüber zu machen.

„Was Ihren Bruder betrifft, so will ich Ihnen nicht verschweigen, daß er durch gewisse Vorfälle in seiner Heimat den Hah Garrniers auf sich geladen hat,“ nahm Didier nach einer Pause wieder das Wort. „Sie werden vielleicht diese Vorfälle kennen.“

„Ja, ich kenne sie,“ unterbrach ihn Leontine ruhig, „und eben deshalb ist es mir unangenehm, daß er hierher kam. Ich kann mir wohl denken, daß Garrnier ihm diese Beleidigungen nicht vergessen hat, aber ich hoffe auch, daß die beiden einander nicht begegnen; aus diesem Grunde habe ich meinem Bruder verboten, mich hier zu besuchen.“

„Sie wissen, wo er wohnt?“ fragte Didier, in dessen Augen es freudig aufleuchtete.

„Er hat mir seine Adresse gegeben.“

„So bitte ich Sie, gehen Sie zu ihm und raten Sie ihm, Brüssel wieder zu verlassen.“

„Er wünscht aber, sich hier in seinem Handwerk weiter auszubilden.“

„Das kann er in Paris besser.“

„Er wird dort keine Arbeit finden, die Deutschen sind augenblicklich in Paris zu verhaßt.“

„Ah, bah, er spricht französisch wie ein geborener Franzose, sein Name klingt ebenfalls französisch, und wenn er es wünscht, kann ich ihm einige Empfehlungsbriefe mitgeben, die ihm sofort Arbeit verschaffen werden. Eine Begegnung mit Garrnier ist auf die Dauer hier doch nicht zu vermeiden, und ich fürchte, sie würde für Ihren Bruder die unangenehmsten Folgen haben.“

„Sie sind sehr gut,“ sagte Leontine, und der Blick, dem er bei diesen Worten begegnete, brachte sein Blut in fieberhafte Wallung. „Ich werde ihm den Vorschlag machen und auf seine Abreise dringen. Du begleitest mich wohl, Cäcilie, damit Du bestätigen kannst, was Herr Didier mir versprochen hat?“

„Sehr gern,“ nickte Cäcilie, und auch Didier nickte befriedigt und hob nun die Tafel auf.

Die Freundinnen zogen sich auf ihr Zimmer zurück.

Cäcilie legte die Hand auf die Achsel der anderen und sah ihr ernst in die zornflammenden Augen. „Du hast Komödie gespielt!“ sagte sie leise.

„Ja, ich mußte es tun,“ erwiderte Leontine mit zitternder Stimme, und nun berichtete auch sie die Geschichte Johannes Weimars, wie Theobald sie ihr mitgeteilt hatte. „Eine unerhörte Schurkerei ist hier begangen worden,“ sagte sie mit wachsender Entrüstung, „alle diese Beweise sind falsch. Man will den Sohn vernichten, wie man den Vater vernichtet hat. Oder kannst Du an die Schuld des Verhafteten glauben?“

„Nein, nein,“ erwiderte Cäcilie ganz verwirrt, „er ist kein Betrüger, kein ehrloser Fälscher. Lieber Gott, in welchen Abgrund hast Du mich blicken lassen. Ich habe nie an der Ehrenhaftigkeit meines Onkels gezweifelt; wäre möglich, daß . . .“

„Weßhalb bringt er so hartnäckig auf Deine Verbindung mit Garrnier, da er doch weiß, wie sehr Du diesen Mann verabscheuest? Deine Hand soll der Lohn sein . . .“

„Still, ich mag nicht an diese Möglichkeit denken, vor der mir graut. Wenn Du die Richtigkeit Deiner Vermutungen beweisen könntest, so würde ich augenblicklich dieses Haus verlassen.“

„Und was würde dadurch für den Unglücklichen gewonnen, der schuldlos im Gefängnis schmachtet?“ fragte Leontine ernst.

„Glaubst Du, es gereicht mir zur Freude, unter diesem Dache zu bleiben? Erkennst Du es nicht auch als eine ernste Pflicht, die schändlichen Pläne seiner Feinde zu durchkreuzen?“

Cäcilie strich mit der Hand über die Stirn und hielt den Blick voll ungeduldiger Erwartung auf die Freundin geheftet.

„Wie können wir das?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht. Der alte Buchhalter soll in die Geheimnisse Deines Onkels eingeweiht sein.“

„Labelle? Auf ihn dürfen wir nicht rechnen, er ist kein vollgültiger Zeuge, denn er hat selbst im Buchhause gelesen.“

„Kann er uns Beweise verschaffen, so brauchen wir sein Zeugnis nicht. Mit ihm müssen wir reden.“

„Damit könnten wir alles verderben,“ sagte Cäcilie rasch.

„Labelle ist von meinem Onkel abhängig.“

„So wollen wir vorher den Rat meines Bruders hören, bist Du damit einverstanden?“

„Ja, aber heute abend wird es schon zu spät sein.“

„Zu spät? Wir nehmen Mathieu mit; er kann vor dem Hause warten, bis die Unterredung beendet ist.“

„Mein Onkel könnte davon Kenntnis erhalten.“

„Ich werde ihm diesen Besuch nicht verheimlichen,“ sagte Leontine ruhig. „Er selbst hat mir ja den Rat gegeben, meinen Bruder zu warnen; darin, daß ich diesen Rat so rasch befolge, kann er doch nichts Befremdendes finden.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und beide besaßen sich, das Haus zu verlassen.

Cäcilie kannte Ferdinand schon; sie hatte mit ihm geplaudert, als er zum erstenmal seine Schwester besuchte. Sie sprach über ihn und über die Gefahr, vor der ihr Onkel gewarnt hatte; Mathieu, der hinter ihnen ging, durfte jedes Wort hören.

Ferdinand empfing den unerwarteten Besuch in dem Stübchen, das er in dem kleinen Gasthause gemietet hatte.

Mathieu war unten in der Schenke zurückgeblieben.

Ueber den Bericht seiner Schwester war er im höchsten Grade bestürzt. Auch er sprach sofort die Uebergengung aus, daß der Anklage gegen Theobald ein wohlüberlegter Schurkenstreich zu Grunde liege. Aber auch er verkannte die Schwierigkeit der Aufgabe nicht, die Leontine sich gestellt hatte, obgleich er seine Hilfe bereitwillig zusagte.

Cäcilie machte ihn auf die Gefahren aufmerksam, denen er selbst ausgesetzt war.

Ferdinand sagte leichthin: „An sich selbst darf man nicht denken, wenn man einem Freunde helfen will, ich habe schlimmeren Gefahren ins Auge gefaßt und werde mit Garrnier auch fertig werden. Gewiß hat dieser Schurke den teuflischen Plan erfunden und ausgeführt, aber den Lohn dafür soll er nicht erhalten, wenigstens nicht den Lohn, den er selbst forderte.“

Dankbar reichte ihm Cäcilie die Hand, die er einige Sekunden lang in der seinigen fest hielt.

„Leontine hat mich von allem unterrichtet,“ fuhr er herzlich fort. „Geh Sie diesem Schuft geopfert werden, erwürge ich ihn.“

„So weit wird es hoffentlich nicht kommen,“ sagte Leontine, aus ihrem Brüten erwachend.

„Cäcilie will das Haus ihres Onkels verlassen, wenn man sie zu der verhaßten Heirat zwingt,“ fuhr Leontine fort. „Wir wollen uns deshalb jetzt noch keine Sorgen machen; gelingt es uns, diese schändliche Intrigue aufzudecken, dann ist auch jene Frage beseitigt. Und nun rate uns, Ferdinand: sollen wir versuchen, den alten Buchhalter für uns zu gewinnen?“

„Nein,“ entgegnete er rasch. „Der mißtrauische, von der Gnade Didiers abhängende Mann wird Dir und Deiner Freundin kein Vertrauen schenken. Ihr könntet durch den nutzlosen Versuch die Sache nur verschlimmern. Wenn auch Didier sich mit Deiner Erklärung beruhigt hat, wird er Dich dennoch scharf beobachten, und Deine Zusammenkunft mit dem Buchhalter müßte alles verderben.“

„Herr Renard hat recht,“ nickte Cäcilie. „Wir beide können überhaupt nichts weiter tun, als diejenigen beobachten, auf denen unser Verdacht ruht.“

„Wir können mehr tun,“ unterbrach Leontine sie rasch. „Wir finden vielleicht im Kabinett oder im Kontor Beweise und wollen dort nachforschen, wenn Dein Onkel abwesend ist.“

„Dann sind Tante und Mathieu noch da.“

„Glaubst Du an die Mithschuld dieser beiden?“

„Nein, aber die Tante hat Deinen Bruder.“

„Und auch mich.“

„Umso mehr müssen wir vor ihr auf der Hut sein.“

„Und Mathieu?“ fragte Leontine.

„Er ist ein treuer Diener meines Onkels,“ erwiderte Cäcilie achselzuckend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Käfersammler.

Nach dem Englischen von Sophie Spiegel.

(Nachdruck verboten.)

Professor Breitwegs rechtes Auge hatte sich seit in ein Mikroskop geböhrt, unter dem ein kleiner, grüner Käfer zappelte.

Seit mindestens einer halben Stunde beobachtete er nun das Insekt; nur hie und da blinnte er eine Sekunde beiseite, um flüchtige Notizen auf ein Blatt Papier neben sich zu werfen. Endlich hob er den Kopf, tauchte ein Schwämmchen, das an einem Hölzchen befestigt war, in eine Flüssigkeit und hielt es über dies Tierchen. Nachdem das Chloroform seinen Dienst getan, hob er den Käfer mit einer zierlichen Zange hoch und machte sich daran, ihn in einem neben ihm stehenden Kasten aufzusteden.

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft, doch der alte Herr ließ sich nicht stören.

„Papa,“ rief eine wohlklingende Stimme. „Ich muß dich etwas fragen.“

„Geh weg, ich habe zu tun,“ schrie der Professor. Die Sprecherin ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Erst wurde ein sehr hübsches Köpfchen in der Tür sichtbar, dann schlüpfte ein junges, etwa achtzehnjähriges, zierliches Mädchen in das Zimmer. Ihre Gegenwart schien eine Flut von Licht und Sonnenschein in die trübe Atmosphäre des düsteren Gemaches hineinzubringen.

„Es ist von größter Wichtigkeit, Papa.“

„Geh weg,“ fuhr sie der noch immer mit dem Käfer Beschäftigten an.

Unter den langen Augenwimpern huschte ein flüchtiger Blick zu ihm hin, dann fuhr sie fort:

„Es betrifft Herrn Döring. Ich begegnete ihm gestern.“

Tiefes Schweigen.

„Er sammelt auch Käfer.“

„Hm, jeder Dummkopf kann Käfer sammeln,“ war die spöttische Antwort.

„Er hat aber einen Blaps paniceum!“

Gleich einer automatischen Figur fuhr der Kopf des Professors herum. Er zog die hübschen Augenbrauen in die Höhe und starrte seine Tochter ungläubig an.

„Wo hat er ihn her?“

„Das weiß ich nicht.“

Das junge Mädchen hatte sich in einen Leberfessel geworfen, und sein braunes Köpfchen guckte angelegentlich in ein Buch.

Es gab sich den Anschein, als betrachte es mit größtem Eifer die Bilder darin; wußte doch der Schalk, daß der Vater wie auf heißen Kohlen saß, bis er das seltene Insekt selbst gesehen hatte.

„Wer ist der Mensch — hm — der — wie heißt er?“

„Fritz Döring. Er ist Ingenieur und der Sohn unseres Bürgermeisters, der jetzt vom Polytechnikum zurückgekehrt und hier als städtischer Ingenieur angestellt ist. Er sammelt erst seit vier Jahren.“

„Seit vier Jahren! Und er hat einen Blaps paniceum? Und ich, der ich schon vierzig Jahre sammle, habe keinen!“

„Er möchte deine Sammlung gerne einmal sehen, Väterchen.“

Billi Breitwegs Augen hatten sich bis jetzt noch kein einziges Mal von den spannenden Illustrationen erhoben. Argwöhnisch schielte der Professor zu ihr hin. Über Jemand jemand hatte ihm einmal gesagt, seine Tochter sei sehr schön. Er verstand nichts von diesen Sachen, doch dies Ausfluchen eines jungen Mannes mit einer Käfersammlung erregte sein Mißtrauen.

„So, also meine Sammlung möchte er sich anschauen? Ich mir aber auch die seine.“

Das war seine Trumpphase. Es war schon öfters vorgekommen, daß sich junge Leute um sein Haus herumtrieben — unter dem Vorwand, für Entomologie ein reges Interesse zu besitzen. Und wenn es dann so weit war, verstanden sie nicht das geringste davon. Wenn aber dieser Mensch wirklich ein Liebhaber von Käfern sein sollte und er eine Sammlung sein eigen nannte, bot sich ihm die Gelegenheit, seine Gedanken mit dem größten lebenden Entomologen dieses Landes auszutauschen.

tauschen. Wenn nicht — dann mußte er eben selbst bleiben.

„Er wird sie dir sicher gern zeigen, Papa.“ — Am nächsten Tage saß ein frischfröhlicher, junger Mann vor zwei großen Büchern in seiner Junggesellenstube. Das eine Werk hieß: „Die Grundzüge der Entomologie“, das andere war Professor Breitwegs selbstgeschriebenes Buch: „Ueber seltene Käfer“. Als wenn sein Leben davon abhinge, so studierte er. Um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, konnte er keine „Schwabe“ von einem „Ichthyosaurus“ unterscheiden, er hatte sich aber fest vorgenommen, — und was er sich vornahm, führte er auch aus, — vor Ende der Woche den Inhalt der beiden Bände in seinem Hirnkasten zu haben. Er hatte auf dem Polytechnikum fleißig studiert, doch niemals mit solchem Eifer wie jetzt um seine Liebe. Drei Tage lang brütete er von Morgens bis Abends über den alten Scharteken. Er lebte in einem Labyrinth von Käfern, er sprach nur von Käfern. Auf den Wänden, an der Decke, im Teppich, überall krabbelten sie mit ihm herum. Selbst Billi Breitwegs schöne Augen, so sagte er ihr, erinnerten ihn an dunkel-farbige Käfer.

Fritz Dörings Vater war Bürgermeister der Stadt, und das kam ihm bei seinen Plänen zu Hilfe.

Die Stadt hatte ein naturhistorisches Museum, wo sich eine Käfersammlung und in dieser ein Blaps paniceum befand. Fritz Döring hatte ihn oft in seinem emaillierten Kästchen bewundert.

Der Museumswärter war ein süßamer Mann, der nur ein kleines Gehalt bezog. Nachdem ihm der Sohn des Bürgermeisters zwanzig Mark in die Hand gedrückt hatte, begriff sein schwaches Gehirn endlich, daß es sich um die Verleihung einiger Käfer für eine Nacht an den Sohn des Bürgermeisters handelte.

Fritz Döring hatte sich für den folgenden Freitag seinen Plan zurechtgelegt. An diesem Tage wurde das Museum stets gereinigt und war für jedermann geschlossen.

Mit Hilfe seiner Bücher suchte sich Fritz diejenigen Käfer aus, die er für die besten hielt. Einige Kästen, in denen er sie unterbringen wollte, hatte er bereits bestellt. Sein Entree in das Haus des Professors war also gesichert. Billi hatte er nur halb ins Vertrauen gezogen; sie sollte sich nicht unnötig ihr hübsches Köpfchen anstrengen, wenn er auch seinerseits dem Grundsatze huldigte, daß im Krieg und in der Liebe alles erlaubt sei. Für ein Lächeln in ihren Grübchenwangen hätte er noch ganz anderes gewagt.

Am folgenden Freitag — der Professor grübelte gerade über die Klassifizierung eines Insektes nach, das ihm aus Kangoon in Birma zugeschickt war — zog jemand heftig an der Klingel.

„Schüchtern scheint der nicht zu sein,“ sagte Breitweg zu sich.

Eine Minute später wurde die Türe geöffnet, und ein hübscher, unternehmungslustiger, junger Mann, der drei Kartons unter dem Arm trug, trat ein.

So wie der Blick des Professors auf die Kasten fiel, verklärte sich sein Angesicht. Er wurde ordentlich liebenswürdig und sprang auf, um seinem Besucher entgegenzugehen.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Döring.“

Die beiden schüttelten sich die Hände.

„Heutzutage gibt es nur sehr wenige gute Sammlungen,“ begann der Professor und lächelnd mit den drei Kartons.

Nachdem er sich die reichhaltige Kollektion mit dem prachtvollen Blaps paniceum von allen Seiten betrachtet hatte, wünschte er Fritz Döring Glück dazu. Dessen entomologische, frisch erworbene Kenntnisse mußten nun herhalten, und er sprach so viel von Käfern, als wären sie Zeit seines Lebens sein Stedenpferd gewesen. Wenn der Professor seufzend erklärte, es sei Jammer, daß kein einziger Sammler eines Carabus natator mehr habhaft werden könne, seufzte Fritz mitfühlend noch viel mehr, obgleich er in seinen Büchern nichts von einem Carabus natator gelesen und keine Ahnung davon hatte, wie ein solcher aussah.

Als er sich endlich mit seinen drei Kasten entfernte, lud ihn Breitweg dringend ein, so oft er könne, zu einer kleinen entomologischen Aussprache zu ihm zu kommen.

kontinuen. Und als der junge Mann das Haus verlassen hatte und sich eine Zigarre anzündete, beglückwünschte er sich innerlich, daß es ihm gelungen war, seinem Liebchen dreimal, unter den Augen des gestrengen Vaters, die Hand zu drücken.

Am Sonnabend vormittag befand sich die Käfersammlung wieder an Ort und Stelle im Museum. — Fritz Döring wurde bald ein regelmäßiger Gast in des Professors Haus. Einen ganzen Monat lang waren sie die intimsten Freunde, und Fritz sprach über Entomologie mit dem Papa und über Liebe mit der Tochter mit einer Begeisterung, die beider Gegenstände würdig war. Freilich mußte Fritz auch oft flunkern.

„Sie wissen,“ sagte er einmal, „Herr Professor, daß ich in meinen Ferien sehr weit reiste. Den Scarabus auriatus, der Ihnen so sehr gut gefiel, hätte ich beinahe auf einer Flucht verloren. Ich hätte ihn gefangen und ritt durch die Wüste zurück.“

„Durch die Wüste?“ fragte Breitweg.

„Ja, durch die Wüste,“ wiederholte der junge Mann freudlich.

„Wo waren Sie damals?“

„In Arabien.“

Die Augen des Professors wurden immer größer, dann schlossen sie sich beinahe vollständig, während er den jungen Mann scharf fixierte. „In Arabien,“ murmelte er, „o, o!“

„Ja, ich war gerade beim Umkehren, als vier diebische Araber aus dem Hinterhalt auf mich eindringen wollten. Es gelang mir noch, unsere Karawane zu erreichen; auf der Flucht hätte ich aber beinahe den Käfer verloren.“

Während der folgenden Erzählungen, die Fritz Döring zum besten gab, betrachtete ihn der Professor zu wiederholten Malen mit einem sonderbaren Ausdruck, den der junge Mann als Bewunderung auffaßte.

Er war sehr mit sich zufrieden. Doch kaum hatte sich an diesem Abend die Tür hinter ihm geschlossen, so stand Breitweg auf und ging mit ungestümen Schritten im Zimmer hin und her.

„Betrüger,“ zischte er. Das war alles, was er eine Zeitlang sagte. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und sah die Tür an. „Und ich glaubte wirklich, er verstände etwas von Käfern.“ Tatsache war, daß Fritz über das Ziel hinausgeschossen hatte. In Arabien gab es keinen Scarabus auriatus.

Um allem die Krone aufzusetzen, kam auch noch seine Tochter zu ihm und sagte: „Bitte, Papachen, Herr Döring hat gestern Abend um meine Hand geworben, und ich habe sie angenommen — natürlich nur mit deiner Einwilligung.“

Wenn einer seiner eigenen Käfer plötzlich angefangen hätte, ein komisches Lied zu singen, hätte der Professor nicht erstaunter aussehen können.

(Schluß folgt.)



Eine Blindenstatistik. In einem Aufsatz über die Erblindung Erwachsener, den Prof. D. Schmidt-Rimpler veröffentlichte, wird eine interessante Statistik mitgeteilt, aus der sich ergibt, „daß im ersten bis fünften Lebensjahre 3,57 auf 10 000 Menschen erblinden; dann sinkt die Zahl unter 1 auf 10 000, steigt vom zwanzigsten bis fünfzigsten Lebensjahr über 1 und vom fünfzigsten Lebensjahr über 2 auf 10 000. Wenn demnach die überwiegende Mehrzahl im jugendlichen Alter ihr Sehvermögen verliert, so ist doch auch besonders im höheren Alter, schon im fünfzigsten Jahre beginnend, die Zahl der Erblindeten eine recht beträchtliche.“

Die kleinsten Heere der Welt zählt eine englische Zeitschrift auf: Das kleinste Heer der Welt hat Monaco mit 75 Gardisten, 75 Karabinieren und 20 Feuerwehrlenten. Dann kommt Luxemburg mit 135 Gendarmen, 170 Freiwilligen und 39 Musikern. Im Kriegsfall kann die Zahl der Freiwilligen zeitweise auf 250 erhöht werden. In der Republik

San Marino hat man die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, so daß neun Kompagnien gestellt werden können, die 950 Mann und 38 Offiziere unter dem Oberbefehl eines Marschalls zählen. Das ist aber die Kriegsstärke des Heeres, in Friedenszeiten beträgt die Heeresstärke nur eine Kompagnie von 60 Mann. Auffallend ist die Zahl der Offiziere im Verhältnis zu den Gemeinen in der Republik Liberia, denn neben 800 Offizieren gibt es nur 700 Gemeine.



Der weiße Elefant von Siam. Der weiße Elefant ist bekanntlich das Wappentier und nationale Symbol des siamesischen Reiches. Auf scharlachrotem Grund hebt er sich in der siamesischen Flagge hervor, und der Elefantenorden ist einer der höchsten, den der König verleiht. Früher wurde der Glückliche, der einen weißen Elefanten entdeckte, in den Adelsstand erhoben, und wenn er das Tier gar fing, so bekam er gewöhnlich eine der vielen Töchter des Königs zur Frau. Die Auffindung eines weißen Elefanten und sein Fang gaben den Anlaß zu einem großen allgemeinen Freudenfest. Mit seidenen Seilen gefesselt, ward er von Adligen möglichst behutsam nach Bangkok geführt und mit Jubel begrüßt. In einem besonders vorbereiteten Palast erhielt er seine Wohnung. Dort wurden vor ihm feierliche Tänze aufgeführt und verehrende Hymnen gesungen, mit kostbaren Schabracken wurde er geschmückt und von goldenen Schirmen beschattet. Diese Verehrung hat jetzt nachgelassen, doch werden diese seltenen und kostbaren Tiere auch heute noch in den königlichen Ställen mit höchstem Luxus gepflegt und nie benutzt.

Humor.

Wörtlich genommen. Sie: „Ich glaube, ein Pferd ist klüger als ein Hund.“

Er: „Ich nicht.“

Sie: „Das bestreite ich nicht. Ich habe aber von einem Pferde gesprochen.“

Aussichtsloser Versuch. „So geh' doch“, sagte Herr Tölpe zu seiner Frau. „Du denkst doch nicht etwa, ich könnte meine eigene Frau hintergehen?“

„Gieber Gustav“, antwortete seine Frau, „daß du das nicht kannst, weiß ich; aber ich glaube, du bist tüchtig genug, es zu versuchen.“



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)